

SPORT:

Pädagogische Begründung

Sonderstellung des Sports im Rahmen der Erziehung

Wie begründen wir Sport als Bereich der Erziehung und Bildung: als Fach in der Schule, als gemeinnützige (und daher steuerbegünstigte) Aktivität in Vereinen und als Inhalt staatlich geförderter Erwachsenenbildung? Was kann der Sport zur Entwicklung von Kindern und Jugendlichen beitragen, was dazu, das Leben Erwachsener reichhaltiger, vielleicht auch wertvoller werden zu lassen?

Solche oder ähnliche Fragen stellen sich für jedes Fach, das einen Platz im Rahmen von Erziehung und Bildung beansprucht; und in den jeweiligen Fachwissenschaften gehören sie, wenn man sie überhaupt stellt, immer zu den schwierigsten und umstrittensten. Für den Sport scheinen jedoch Antworten, die breite Zustimmung finden, besonders schwer, und zwar mindestens aus drei Gründen:

1. Der Sport läßt sich kaum aus einem unmittelbaren Brauchwert begründen: Daß man über die Bewegungen des Alltags hinaus bestimmte Techniken einzelner Sportarten (Fosbury-Flop oder Nackenkippe) beherrscht, ist nicht in dem Sinn nützlich, in dem Sicherheit im Prozentrechnen oder in der englischen Grammatik nützlich sein können. Damit will ich nicht sagen, daß sich irgendein Schulfach allein so begründen ließe — aber für den Sport entfällt diese Möglichkeit fast ganz. (Daß man eine Schwimmtechnik beherrschen sollte, um sich im Notfall vor dem Ertrinken retten zu können, ist die einzige leidlich überzeugende Ausnahme). Im übrigen gehört es eher zu unserem Begriff vom Sport, daß er unproduktiv und zweckfrei ist und um seiner selbst willen betrieben wird.

2. Der Sport ist ein augenfällig körperliches Phänomen. Mit einiger Übereinstimmung bezeichnen wir nur solche Handlungsbeispiele als Sport, in denen Gelingen oder Scheitern, Könnensverbesserung und Leistungssteigerung entscheidend von großmotorischen und körperlichen Voraussetzungen abhängen. Daher zögern wir auch, Schach oder Modellflug Sport zu nennen. Wer also Sport treibt, sucht zunächst diese Voraussetzungen zu verbessern. Erziehung, Bildung und auch Kultur sollen es jedoch nach einem immer noch verbreiteten Verständnis vorwiegend mit anderen Dimensionen des Menschlichen zu tun haben: mit Kenntnissen, Einsichten, Denkmustern, Werthaltungen usw.

3. Fiel es daher allgemein immer schon schwer, Wortverbindungen wie «Körperkultur», «Leibes-Erziehung» oder «Bewegungs-Erziehung» durchzusetzen, so kommt für den Sport, wenn man diesen Begriff nicht allzu weit und nachlässig faßt, noch eine zusätzliche Schwierigkeit hinzu. Wenn wir uns nämlich die Geschichte dieses Sports ansehen, dann finden wir immer wieder Epochen, in denen der Sport in Gegensatz zu anderen Strömungen gerät, die sich ausdrücklich als bildende oder erzieherische Maßnahmen verstehen. In Deutschland waren das vor allem das Turnen und die verschiedenen Richtungen gymnastischer und rhythmischer Erziehung, in England etwa Laban's «Erzieherischer Tanz», in Frankreich die sogenannte «psychomotorische Erziehung». Die Anhänger des Sports haben sich im Unterschied zu den Vertretern solcher erzieherischer Richtungen bis in die jüngste Zeit hinein kaum bemüht, für ihre Sache mit pädagogischen Argumenten zu werben. Daß sich der Sport weltweit verbreitet und andere Richtungen der Bewegungskultur auch in den Erziehungsinstitutionen selbst weitgehend an den Rand gedrängt oder vereinnahmt hat, muß auf einer anderen Anziehungskraft als der beruhen, daß seine pädagogische Begründung einsichtig gewesen wäre.

Ich habe mit dieser allgemeinen Beschreibung begonnen, weil schon hinter den drei genannten Gründen etwas von der Sonderstellung des Sports im Rahmen der Erziehung deutlich wird — wenn wir ihn überhaupt in diesen Rahmen stellen wollen. Versuche, die geläufigen Begriffe und Argumentationsmuster der Didaktik oder Curriculumtheorie auf den Sport anzuwenden, blieben daher bis heute auch meistens vordergründig — und das liegt wohl nicht zum wenigsten an der Eigenart der Sache, um die es hier geht. Das wird noch deutlicher, wenn man sich die Versuche, Sport dann doch pädagogisch zu begründen, etwas genauer ansieht.

Pädagogische Begründungen des Sports

Versuche zur pädagogischen Begründung des Sports finden sich in der Bundesrepublik in etwas breiterem Umfang erst seit der Mitte der 60er Jahre. Sie setzen also erst zu einem Zeitpunkt ein, an dem der Sport in den Schulen die bisherigen Konzepte des Schulturnens und der Leibeserziehung praktisch schon weitgehend unterlaufen hatte und haben daher zunächst mehr den Charakter einer nachträglichen pädagogischen Rechtfertigung dieser Entwicklung.

Der folgende Beitrag von Dietrich Kurz ist seine Antrittsvorlesung an der Universität Bielefeld. Der ursprüngliche Titel lautete: Alltägliche Bewegung und sportliche Übung — zur Wirksamkeit pädagogischer Maßnahmen.

Dietrich Kurz, geb. 1942, studierte Griechisch, Latein und Leibesübungen in Tübingen und Hamburg. 1969 promovierte er zum Dr. phil. Von 1970 bis 1978 war er Wissenschaftlicher Assistent, nach seiner Habilitation 1977 Wissenschaftlicher Rat am Institut für Sportwissenschaft der Universität Tübingen. Seit 1978 ist er Professor für Sportwissenschaft an der Universität Bielefeld. Universität Bielefeld, Postfach 8640, 4800 Bielefeld 1

Sport als eine Summe des Lebens im Kleinen

Sport wurde in diesen Begründungsansätzen, die sehr von den subjektiven Erlebnissen und Erfahrungen der Sportler selbst ausgingen, als eine Form überhöhten, lebendigeren, volleren Lebens gesehen. Im Sport ist dramatisch komprimiert, was im Leben sonst nur selten und über weite Zeiträume verteilt vorkommt: Erfolg und Mißerfolg, Können und Nicht-Können, Freude und Niedergeschlagenheit, Angst und Begeisterung, Hilfe und Widerstand, Kooperation und Konkurrenz. Sport erfordert daher immer den vollen Einsatz, aber er ermöglicht und honoriert ihn auch, denn er bietet Regeln, die für jeden leicht verständlich und auf der ganzen Welt verbreitet sind. Diese Regeln geben uns Sicherheit im Handeln, sie geben uns zugleich zuverlässige Maßstäbe dafür, was im Sport eine Leistung ist, und damit die Gewißheit, daß solche Leistungen, wenn wir sie erbringen, zumindest unter Sportlern anerkannt werden.

Der Sport also eine Summe des Lebens im Kleinen oder sogar ein Modell dafür, wie es sein könnte — Gedanken aus der Philosophischen Spieltheorie und Anthropologie, aus der Existenzphilosophie, aber auch Theorien zur Bedeutung von Fest und Feier wurden herangezogen, um diese Sicht zu untermauern. Diem, Grupe und Lenk sind wohl die drei bedeutendsten deutschsprachigen Autoren, die in diesem Zusammenhang genannt werden können; und jeder, der selbst gern Sport treibt, findet bei ihnen Erlebnisse, Erfahrungen und Erwartungen beschrieben, die er selbst mit dem Sport verbindet und für seine Entwicklung als positiv bewertet.

Diese Art pädagogischer Begründung des Sports hat einiges für sich. Sie läßt sich auf die Diskussion einer konkreten Nützlichkeit des Sports gar nicht erst ein, überspringt auch die körperliche Seite des Sports sehr schnell, setzt vielmehr auf allgemeine Wirkungen im Bereich der personalen Entwicklung, die jedoch mehr mit einer Überhöhung des Daseins als mit seiner Sicherung zu tun haben, rückt den Sport damit in die Nähe kultureller Erscheinungen wie Musik, Kunst und Literatur, braucht sich mit praktischen Fragen der pädagogischen Auswahl von Sportarten oder gar der Wirksamkeit sportbezogener Erziehungsmaßnahmen im einzelnen nicht zu befassen. Jeder Sport ist ihr zunächst prinzipiell gleichwertig — ob es nun der ist, den der Lehrer gern mag, oder der, den die Schüler gern mögen; letztlich kommt es darauf an, in Sport einzuführen und für ihn nachhaltig zu begeistern.

Die Grenze solcher pädagogischen Begründungen zeigt sich jedoch dann, wenn wir andere, die dem Sport fern stehen, mit ihnen zu überzeugen suchen. Dann wird nämlich deutlich, daß weder die Werte, die hier unterstellt werden, so allgemein anerkannt sind, noch daß wir nachweisen können, daß sie auch tatsächlich im Sport realisiert werden. Die zahlreichen Versuche, dennoch im Sinne dieser Begründungen aufzuzeigen — und sogar empirisch —, wie Sport sich auf die Entwicklung der Persönlichkeit auswirkt, sind in dieser Hinsicht lehrreich. Die Hoffnung, die geläufige Selbsteinschätzung von Sportlern zu stützen, nach der sie vitaler, selbstsicherer, kameradschaftlicher, kontaktfreudiger, leistungsbewußter, zuverlässiger, energischer, . . . sind als andere, ist mit den Verfahren, die die Persönlichkeitsdiagnostik bis heute bereitstellt, nicht zu stützen — aber auch nicht die gegenteiligen Vorurteile mancher Sportgegner. Selbst bei Hochleistungssportlern, die jahrelang bis zu 40 Stunden wöchentlich trainieren, konnten bislang keine auffälligen Veränderungen der Persönlichkeitsstrukturen gefunden werden, die mit dem Sport im Zusammenhang stehen.

Eine pädagogische Konzeption, die dem Sport an sich bestimmte Anstöße für die Entwicklung der Persönlichkeit und die Erfüllung des Lebens Erwachsener zuschreibt, die daher Fragen nach Auswahl und Vermittlung nicht zu beantworten braucht und sich darauf beschränken kann, zu irgendeinem Sport anzuleiten und zu motivieren — eine solche Konzeption scheint also nicht mehr ausreichend.

Sport als Ausgleich von Defiziten des Alltags

Wenn ich die pädagogisch orientierte Diskussion in der Sportwissenschaft richtig einschätze, beginnt sie sich daher in jüngster Zeit immer mehr zu verlagern. Auf einige sehr einfache Linien gebracht, läßt sich das so skizzieren: Die Vorstellung vom Sport als Überhöhung des Lebens tritt zurück zugunsten der Vorstellung vom Sport als Ausgleich von verbreiteten Defiziten des Alltags. Unter dieser neuen Perspektive gewinnt gerade das, was der Sport mit Körper und Bewegung zu tun hat, neue eigenständige Bedeutungen. Auch die Erwartungen, wie sportpädagogische Maßnahmen durch empirische Forschung abgesichert werden könnten, verlagern sich: nicht mehr die Wirkungen intensiver Trainings- und Wettkampferfahrungen auf die Persönlichkeit der

wenigen Spitzenathleten sind von Interesse, sondern die Defizite der vielen Menschen jeden Alters, die auf Mangel an Bewegung zurückgeführt werden können, und die Wirkungen gezielter sportlicher Ausgleichsmaßnahmen.

Dieser Entwicklung liegt also der Gedanke zugrunde, daß wir uns auf Erziehungsziele für den Sport besser einigen und die Wirksamkeit unserer Maßnahmen besser erfassen können, wenn wir den Sport als ein Phänomen begreifen, das sich die Menschen als Ausgleich für verbreitet empfundene Mängel ihres übrigen Lebens geschaffen haben. Sport erscheint dann als eine gesellschaftliche «Erfindung», die historisch bevorzugt dort auftritt, wo die alltäglichen Lebensbedingungen bestimmte Veränderungen erfahren, die durch Lernen oder biologische Adaption nicht ausgeglichen werden können. Nehmen wir die Aussagen so unterschiedlicher Autoren wie Berteaux, Bock, Dunning, Elias, Frankl, Grupe, Plessner, Reindell, Sutton-Smith zusammen, so stoßen wir vor allem auf fünf Ebenen, auf denen der Sport als Ausgleich wirksam sein soll: Sport ist ein komprimierter Ersatz

- für den Mangel an körperlicher Bewegung und Beanspruchung im Alltag;
- für den Mangel an unmittelbaren Erlebnissen und Erfahrungen;
- für den Mangel an Leistungen, die wir uns persönlich zurechnen können;
- für den Mangel an Spannung, Abenteuer und gesundem Streß in einer langweilig versicherten Welt;
- für den Mangel an persönlichem, auch körperlichem Kontakt.

Es ist symptomatisch, daß Sport immer zusammen mit Industrialisierung und Verstädterung auftritt und vorwiegend von den typischen Repräsentanten einer Industrie- und Stadtkultur getragen wird. Sport wird damit zu einem typischen Inhalt jener Zeit, über die wir frei verfügen können und auf die wir jene Erwartungen konzentrieren, die uns die Arbeitszeit und die Zeit notwendiger alltäglicher Verrichtungen und Besorgungen nicht erfüllen können.

Nun ist es allerdings nicht so, daß wir den Sport nur anbieten müßten und jeder schon von sich aus auf ihn zugeht, weil er weiß, wie gut es ihm tun wird — dazu ist er zu kompliziert. Die Sportarten sind ja selbst so etwas wie Institutionen geworden — mit eigenen z. T. sehr komplizierten Handlungsvorschriften und Regeln. Die wertvollen Möglichkeiten des Sports erschließen sich daher oft nicht bei der ersten Berührung mit ihm — da kann es sogar fremdartig, abweisend und unverständlich wirken. In den Sport muß man eingeführt werden, es reicht nicht, nur

für ihn zu motivieren, wie gern zu einfach behauptet wird.

Damit bin ich nun mitten in dem Problem, das ich jetzt etwas gründlicher behandeln will. Wir nehmen also an, daß die Menschen, die Sport treiben, in ihm etwas suchen und zu finden glauben, was ihnen das übrige Leben versagt, sie aber als wertvoll oder gar notwendig ansehen. Und wir leiten daraus die Berechtigung — ja, die pädagogische Aufgabe — ab, auch andere, die von sich aus keinen Zugang zum Sport finden, in ihn einzuführen. Der Sport, darin liegt das Kernproblem dieser Begründung, ist aber nicht genau das, was wir an unserem übrigen Leben vermissen, sondern ein eigenartiger Ersatz. Ist er überhaupt als Ersatz geeignet — und wenn, in welcher Form? Das Zentrum sportpädagogischer Forschungen müßte sich also dahin verlagern, zu untersuchen, wieweit bestimmte sportliche Übungsprozesse geeignet sind, unerwünschte Folgeerscheinungen der Veränderung unseres alltäglichen Lebens auszugleichen.

Doch: Ist das ein sinnvolles Forschungsparadigma? Kann man so eine Pädagogik des Sports begründen? Diese Frage will ich am Beispiel solcher möglicher Kompensationsfunktionen des Sports erörtern, die unmittelbar damit zusammenhängen, daß Sport mit körperlicher Bewegung zu tun hat. Unter den fünf eben genannten Funktionen sind das die beiden ersten: Sport als Ersatz für den Mangel an körperlicher Beanspruchung/Sport als Ersatz für den Mangel an unmittelbaren Erfahrungen.

Gerade diese beiden auszuwählen, bietet sich aus mehreren Gründen an: Sowohl für die Erhaltung der Gesundheit als auch für die Erweiterung der Erfahrung über unsere Umwelt ist Bewegung unverzichtbar. Defizite, die wir hier beobachten, können wir recht plausibel aus bestimmten Besonderheiten unseres alltäglichen Bewegungslebens erklären; und wir haben schließlich auch für diese Funktionen der Bewegung die relativ zuverlässigsten theoretischen Grundlagen und empirischen Belege, aus denen sich die Wirksamkeit bestimmter Ausgleichsmaßnahmen abschätzen läßt.

Sport als Ersatz für den Mangel an körperlicher Beanspruchung

Kinder und Jugendliche brauchen für eine gesunde körperliche Entwicklung Bewegung. Die Organe des menschlichen Körpers (das Herz, die Lunge, der Kreislauf, die Muskeln), aber auch das Skelettsystem reifen nicht einfach nach einem genetisch angelegten Plan, sondern sie entwickeln

sich in weiten Grenzen nach dem Maß ihrer Beanspruchung. Biologische Systeme, die nicht gefordert werden, bleiben unterentwickelt oder entwickeln sich zurück. Auch das Altern ist aus dieser Sicht kein bis ins einzelne vorprogrammierter Prozeß oder gar die Folge einer Art Verschleiß; im Gegenteil: durch angemessene körperliche Beanspruchung kann der biologische Alternsprozeß erheblich verzögert werden. Wer sich körperlich nicht schont, kann — nach einer populären Formel — 30 Jahre lang 30 Jahre jung bleiben.

Nun muß das nicht jeder wollen (der Aufwand dafür ist auch recht hoch), und der Mensch ist ja so konstruiert, daß er sich sehr unterschiedlichen Lebensgewohnheiten anpassen kann: Spitzenathleten laufen derzeit beispielsweise bis zu 300 km/Woche in hohem Tempo; der durchschnittliche Mensch tut so etwas gar nicht — und in beiden Fällen ist es möglich, kerngesund zu bleiben.

Wir können uns also in weiten Grenzen an die jeweiligen Lebensbedingungen anpassen. Wenn jedoch ein gewisses Minimum an Bewegungsreizen unterschritten wird, stellen sich bald krankhafte Symptome ein: Ein Herz, das nicht genügend belastet wird, bleibt oder wird nicht nur kleiner, es arbeitet auch unökonomischer und ist störungsanfälliger; Muskeln, die nicht trainiert werden, können bald die Wirbelsäule nicht mehr halten oder das Fußgewölbe; ein Skelett, das besonders während des Wachstums nicht immer wieder auf Zug und Druck belastet wurde, bleibt unterentwickelt; ein vegetatives Nervensystem, das nicht regelmäßig vor die Aufgabe gestellt wird, den Wechsel von Wärme und Kälte, Belastung und Erholung angemessen aufzufangen, wird labil und versagt schon bei einfachen Aufgaben. Die Folgen: Einschlafschwierigkeiten, Dauernervosität, Erkältungsanfälligkeit, Atembeschwerden, Fußschäden, Haltungsanomalien, Wirbelsäulenerkrankungen, Fettleibigkeit, Kreislaufstörungen, Herzfunktionsstörungen und schließlich der Infarkt. Bewegungsmangelkrankungen stehen heute unter den zum Tode führenden Krankheitsbildern an erster Stelle.

Hier bieten wir also den Sport als Ausgleich an; und es kann heute auch kein Zweifel mehr sein, daß — um nur das Wichtigste zu nennen — regelmäßig betriebener Ausdauersport (Langstreckenlauf, Skilanglauf, Rudern, Radfahren, mit Einschränkungen auch Schwimmen) ein wirksamer Schutz gegen viele Erkrankungen des Herz-Kreislauf-Systems sein, in dieser Hinsicht also den Bewegungsmangel unseres Alltags ausgleichen kann. Aber nur in dieser Hin-

sicht: keine einzelne Sportart allein kann uns alles das ersetzen, was unserem Alltag an Bewegung fehlt. Wir brauchen also ein kombiniertes Programm sportlicher Übungen: zum Waldlauf gehört mindestens noch eine vielseitige Gymnastik mit Kräftigungs- und Dehnungsübungen.

Dazu kommt jedoch eine weitere Schwierigkeit. Wenn wir uns etwas genauer ansehen, welche Art von Bewegungen in welcher Dosierung und welchen zeitlichen Abständen denn jene von uns gewünschten gesundheitlichen Wirkungen haben, dann stoßen wir auf Gesetzmäßigkeiten, die unseren Optimismus zunächst weiter dämpfen müssen. Empfehlenswert ist es nämlich nicht, sich ein- oder zweimal wöchentlich eine Stunde voll auszugeben, wie das der durchschnittliche Sportler tut, sondern sich mit geringerer Intensität, aber größerer Häufigkeit und insgesamt längerer Dauer zu belasten. Täglich 20 Minuten oder noch besser zweimal täglich 10 Minuten — das wäre der optimale zeitliche Rahmen für ein wirksames Gesundheitstraining.

Diese Gesetze verweisen letztlich darauf, daß sich die fehlenden Bewegungen unseres Alltags am wirksamsten durch Maßnahmen ersetzen lassen, die dem, was uns fehlt, möglichst ähnlich sind. Bei gesunden Kindern, die mehrmals täglich ihr Herz-Kreislauf-System und alle ihre Muskeln wirksam belasten, indem sie solche Dinge tun wie rennen, auf Rollschuhen oder Fahrrädern rasen, im Wasser toben, sich balgen, Kunststücke ausprobieren und klettern — bei diesen Kindern stellt sich das Problem noch nicht. Erwachsene können das nicht nachahmen und die Möglichkeiten, den Alltag durch vergleichbare Bewegungsreize anzureichern, sind gering — wenn es auch mehr gibt, als wir nutzen.

So scheint nur eine wirklich effektive Möglichkeit übrig zu bleiben, nämlich das gezielte tägliche Bewegungsprogramm, wie es immer wieder vom «Müllern» der 20er Jahre bis zur Brigitte-Gymnastik unserer Tage auf dem jeweils neuesten Stand medizinischen Allgemeinwissens angeboten wird. Das Problem ist nur, daß wir solche Programme nicht durchhalten. Das Motiv, sich gesund zu erhalten, ist nur angesichts akuter, kurzfristiger Gefährdungen allein stark genug. Es gibt dafür eindrucksvolle Belege. So zeigt sich etwa beim Schulsonderturnen, jenem Förderunterricht für Schüler, deren alltägliche Bewegungsreize eben nicht das gesundheitsnotwendige Minimum erreichen (leider sind das inzwischen etwa 30 %), daß diese gezielte Ausgleichsmaßnahme zwar wirksam ist, solange sie verpflichtend und unter Anleitung

eines Lehrers durchgeführt wird, daß die Wirkung aber meistens nach dem Ende dieses Zusatzunterrichts kurzfristig wieder verloren geht. Das ist nur dann nicht der Fall, wenn es gelingt, die Schüler dazu zu bringen, daß sie selbständig ein regelmäßiges Bewegungstraining fortsetzen — und das wiederum gelingt nicht mit den gezielten Ausgleichsübungen, sondern nur dadurch, daß die geförderten Schüler den Anschluß an das Bewegungsleben ihrer gesunden Klassenkameraden finden — und das wiederum besteht spätestens bei Jugendlichen vorwiegend aus Sport.

Dieser Eindruck kann durch Erfahrungen bei der Aktion Trimm-Trab des Deutschen Sportbundes ergänzt werden. Wer neu zu dieser Aktion stößt, kommt meistens zunächst, weil er gehört hat, daß das gesund sein soll. Längerfristig bleiben jedoch nur die dabei, die auch noch anderes an diesen Lauftreffs reizvoll finden. Die typische Entwicklung ist etwa folgende: Man findet einige der Mittraber nett, genießt vielleicht auch diese neue, zwanglose Art des Beisammenseins mit anderen; empfindet — selbst wenn der Lauf eine Qual war — das wohlige Gefühl danach (unter der Dusche) als Vorboten oder Beweis dieser sonst ja nicht spürbaren gesundheitlichen Wirkung; stellt irgendwann fest, daß die Laufbewegung nicht mehr so mühsam und quälend ist, sondern bisweilen sogar Spaß machen kann; nimmt dann Leistungsentwicklungen bei sich und anderen mit Interesse wahr und fängt an, Laufzeiten zu vergleichen. Wer nicht soweit kommt, daß er wenigstens einen Teil dieser zusätzlichen Reize erfährt, bleibt nicht lange dabei.

Sport als Ersatz für den Mangel an unmittelbaren Erfahrungen

Bewegung ist nicht nur unverzichtbare Grundlage für die Gesundheit; sie ist zugleich ein Medium, über das wir unmittelbare Erfahrungen über uns und unsere Umwelt gewinnen. Ein Beispiel: Wenn Kinder mit Reifen hantieren (leichten Gymnastikreifen, schweren Autoreifen oder — noch besser — mit beiden) und sie lassen sie rollen (auf ebener Strecke, in holprigem Gelände, bergauf, bergab), austrudeln, über Schanzen springen, laufen hinter oder gehen neben ihnen her, bremsen sie ab, kriechen durch sie hindurch (und was Kindern noch so alles einfällt) — dann machen sie grundlegende Erfahrungen über Gleichgewicht, Reibung und Trägheit, über Flugbahnen, Geschwindigkeit und ihren Zusammenhang mit der Geländeform, sie lernen Raumwege vorweg einzuschätzen,

Geräusche Bewegungen zuzuordnen, und sie differenzieren ihr eigenes Körperschema. Solche Erfahrungen müssen sie nicht mit Reifen gewinnen; manches davon erfahren Kinder auch im Umgang mit Bällen, Büchsen, Tonnen, Kisten, Balken, Stühlen, an Tauen und Schaukeln, auf Stelzen oder Rollen, auf Schnee und Eis. Doch immer gewinnen sie solche Erfahrungen nur über die eigene Bewegung; und je vielfältiger die Bedingungen der Bewegung variiert werden, desto mehr nehmen mit den Handlungsmöglichkeiten auch die Erfahrungsmöglichkeiten zu. Dabei kommt es nicht darauf an, daß die Kinder bestimmte Fertigkeiten bis zu einer technisch vollkommenen Endform erlernen und es kommt auch nicht darauf an, daß sie die Erfahrungen, die sie machen, und die Gesetzmäßigkeiten, die sie entdecken, begrifflich klar ausdrücken können. Es genügt jener Grad der Beherrschung der Situation, der sich in der angemessenen Behandlung vielfältiger Aufgabenstellungen zeigt.

Die hier zugrunde liegende Tatsache, daß die Entwicklung der Bewegungsfähigkeit einerseits und die Differenzierung der Wahrnehmungsfähigkeit und mit ihr die Zunahme unmittelbarer Erfahrung andererseits sich wechselseitig bedingen, ist im Prinzip schon lange bekannt. Vergleichsweise neu — zumindest für uns in Deutschland — ist jedoch, daß dies Konsequenzen für die Praxis einer Erziehung durch Bewegung haben kann.

Diese Einsicht wurde zuerst in der Sonderpädagogik gewonnen. Es zeigt sich nämlich, daß viele Behinderungen und Beeinträchtigungen im Kindesalter, insbesondere geistige und Lernbehinderungen, aber auch Verhaltensstörungen (und wir haben in der Bundesrepublik immerhin etwa eine halbe Million solcher Kinder) sowohl als Folge wie auch als Ursache motorischer Störungen begriffen werden können. Viele dieser Behinderungen kommen jedenfalls im Bewegungsverhalten zum Ausdruck — der Sportlehrer ordnet sie als Koordinationsschwächen ein — und können über eine Verbesserung des Bewegungsverhaltens wirksam beeinflußt werden.

Die Verallgemeinerung dieser Einsichten auf die Erziehung aller Kinder ist nur konsequent. Denn wenn sich offensichtlich Mängel der Wahrnehmungsfähigkeit durch Maßnahmen einer Bewegungserziehung ausgleichen lassen, muß es auch möglich sein, durch eine entsprechend frühzeitige Differenzierung der Bewegungsfähigkeit vorzuzusorgen, daß zumindest ein Teil dieser Mängel gar nicht erst entsteht. Wie eine Bewegungsförderung unter der Perspektive

der Gesundheit nicht erst dann einsetzen wollte, wenn die Gesundheit bereits gefährdet ist, sollte auch eine Differenzierung der Bewegungsfähigkeit unter der Perspektive der Erweiterung der Erfahrung sozusagen präventiv ausgerichtet sein. Unter Berufung besonders auf Piaget und Wallon hat sich die französische Psychomotorik so begründet; im deutschsprachigen Raum haben u. a. Decker, Kiphard, Scherler und Schilling auf dieser Grundlage praktische Hinweise für eine Förderung der kognitiven Entwicklung durch Bewegung ausgearbeitet.

Es ist allerdings bisher nicht gelungen (und kann vermutlich auch nicht gelingen), eine inhaltliche Systematik der Erfahrungen zu entwerfen, die Kinder sich in diesem Sinne durch Bewegung erschließen sollten; und es ist schon gar nicht möglich, etwa einen Katalog der Bewegungen aufzustellen, die Kinder einmal ausgeführt haben sollten.

Einigkeit besteht aber darüber, daß es unter diesem Gesichtspunkt nicht darauf ankommt, bestimmte normierte Bewegungsfertigkeiten zu vermitteln. Entscheidend ist vielmehr, daß Kinder Möglichkeiten und Anregungen erhalten, für sich verändernde Umgebungsbedingungen variantenreiche Bewegungsmuster zu entwickeln.

Diese Veränderung — so hat man etwa in der sogenannten Rhythmik systematisiert — kann sich beziehen auf

- die Umgebung, innerhalb derer man sich bewegt;
- die Objekte, die man bewegt;
- akustische und optische Signale, nach denen man sich bewegt.

Ich will nur den ersten dieser drei Aspekte etwas erläutern. Hier geht es z. B. darum, ob der Bewegungsuntergrund etwa fest, locker, nachgebend, schlüpfrig ist, eben, geneigt oder steil, weiträumig oder eng, ob er markante Linien oder Punkte hat, ob und wie in ihm Wasser vorkommt, oder Griffe und Tritte in der Höhe — denn alles das ermöglicht oder erfordert eigene Bewegungen und erschließt Kindern zugleich je besondere für ihre Entwicklung grundlegende Erfahrungen.

Damit wird aber zugleich deutlich, daß solche Erfahrungen nicht an sportliche Übungen gebunden sind. Vieles, ja das meiste, erschließen sich Kinder selbst an Böschungen, Pfützen, Gräben, natürlichen oder künstlichen Höhlen, in Bäumen, ja sogar auf Leitern und Straßenpflastermarkierungen, in Treppenhäusern und Hinterhöfen — wenn ihnen so etwas nur zugänglich ist und sie sich dort gefahrlos und ohne Angst vor Strafe bewegen dürfen.

Ich hoffe, daß die Charakteristik dieser

Funktion der Bewegung ausreicht, hier einige Überlegungen zum Verhältnis von alltäglicher Bewegung und sportlicher, besonders angeleiteter Übung anzuschließen. Es ist offensichtlich, daß viele Bereiche des Sports primäre Erfahrungen der beschriebenen Art auch erschließen können: Die Erfahrungen mit dem Wasser beim Schwimmen, mit Gleichgewicht und Geschwindigkeit beim Radfahren oder Skilaufen, Erfahrungen in der dritten Dimension beim Turnen und vieles andere. Nur erschließen diese Sportarten, wenn man sie in ihren Techniken ernst nimmt, solche Erfahrungen oft erst auf einer Stufe des Könnens, die der kaum erreicht, dem solche Grunderfahrungen in seiner Kindheit fehlten.

Der Sport hat darüber hinaus eine Tendenz zur Normierung und Spezialisierung, die der pädagogischen Aufgabe, solche Erfahrungen zu erschließen, oft entgegengewirkt. Wo finden wir z. B. in unseren Sporthallen und Freianlagen mit ihren wartungsarmen, rutschfesten Normböden und ihren kahlen Wänden noch jene eben beschriebenen Varianten des Bewegungsuntergrunds?

Diese Tendenz verstärkt sich, wenn dieser Sport in Institutionen wie der Schule vermittelt wird, in denen der Erfolg des Unterrichts vorwiegend danach beurteilt werden soll, was die Schüler nachweisbar gelernt haben. Dann zeigt sich nämlich, daß Sport-Unterricht ein denkbar ungeeigneter Rahmen für die Vermittlung solcher Bewegungserfahrungen ist. Für Kinder, die in ihrem alltäglichen Bewegungsleben nie die Varianten beim Bewegen auf einer schiefen Ebene erfahren haben, das im Unterricht nachzuholen, erfordert fast verzweifelte, und von der Schulaufsicht immer mit Mißtrauen betrachtete Arrangements. Da müssen z. B. Barren zusammengerückt, mit Turnbänken belegt, mit Matten abgepolstert und mit Sprungseilen vertäut werden — nur damit Kinder erfahren können, was ihnen jede Böschung auf einer Wiese oder einem Rodelhang bieten könnte.

Nur: manche Kinder erfahren so etwas tatsächlich sonst nie oder sind so ungeschickt und gehemmt, daß sie auf Ermutigung und Anleitung angewiesen sind, die Eltern und Spielkameraden nicht immer geben; und so verfallen einfallreiche Lehrer eben auf solche Notlösungen, die man inzwischen schon in zahlreichen Lehrbüchern finden kann. Hier stößt der Lehrer jedoch noch auf ein weiteres Problem: Wenn nun solche aufwendigen Gerätekonstruktionen aufgebaut sind, nützt es nichts, die ganze Klasse an ihnen etwas Bestimmtes üben zu lassen. Es kommt vielmehr darauf an, für die Kinder, denen diese Grundsituation der schiefen

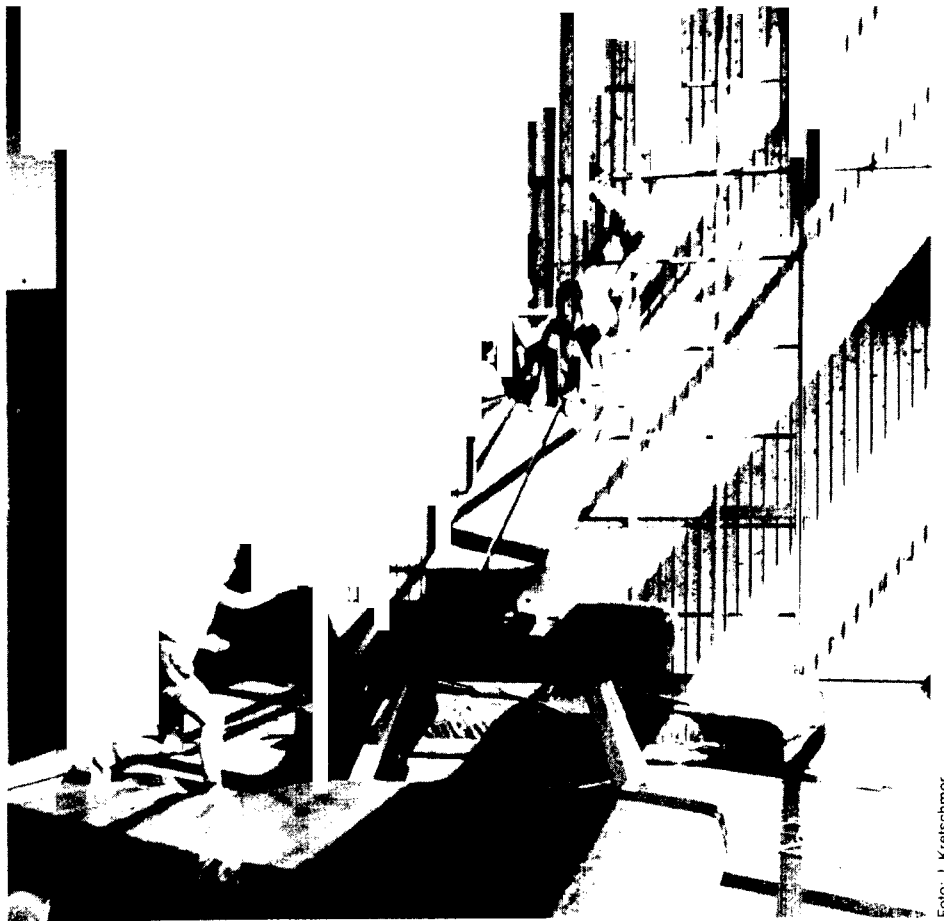


Foto: J. Kreisner

Ein «künstliches» Arrangement, um Schüler die Grundsituation der schiefen Ebene erfahren zu lassen — als Ersatz für den Mangel an unmittelbarer Erfahrung im alltäglichen Bewegungsleben der Kinder.

Ebene offensichtlich fremd ist, eine entspannte, und auch von der Beobachtung und Kritik der anderen Klassenkameraden weitgehend entlastete Situation zu schaffen — eben jene Situation, die bestünde, wenn diese Kinder allein oder in einer kleinen Gruppe unbeschwert dem Aufforderungscharakter der Umgebung folgen könnten. So kommen dann solche Arrangements zustande, in denen der sportlich geschulte erwachsene Beobachter nur noch schaukelnde, abwärts springende, kletternde, balancierende, rollende Kinder sieht, aber keinen Sport und auch keinen Unterricht mit eindeutig überprüfbareren Effekten.

Fazit

Ich habe an zwei unterschiedlichen Bedeutungen, die körperliche Bewegung für den Menschen hat, zeigen wollen, in welche Schwierigkeiten wir geraten, wenn wir den Sport, so wie ihn der Sportsachverständige aus eigener Praxis oder aus dem Fernsehen kennt, auf bestimmte Wirkungen hin arrangieren wollen. Dabei haben sich einige allgemeinere Einsichten ergeben.

Der Sport ist zunächst kein Erziehungsmittel in dem Sinn, daß er bestimmte Defizite unseres Alltags effektiv ausgleichen könnte. Zielgerichtete Maßnahmen dieser Art sind zwar bisweilen pädagogisch notwendig; sie sind jedoch meistens nur über kurze Zeitabschnitte wirksam und werden nur unter

Anleitung durchgeführt.

Die Stärke des Sports besteht eher darin, daß wir uns in ihm ganz engagieren können und sich an im vieles zugleich erfahren läßt — selbst wenn wir das im einzelnen oft nicht vorhersehen oder überprüfen können — und daß wir ihn auch ohne Lehrer und Erzieher weiterbetreiben. Wir deformieren ihn, wenn wir ihn zu einem Mittel machen, bestimmte Einseitigkeiten unseres Lebens durch andere zu konterkarieren. Wir dürfen also Sport auch unbeschwert treiben, ohne immer nach seinen Wirkungen zu schielen, und wir müssen auch Kindern und Jugendlichen das gute Gewissen dabei erhalten (auch und gerade als Erzieher).

Damit habe ich mich der sportpädagogischen Position wieder genähert, die ich zum Ausgang meiner Überlegungen genommen habe. Sie erscheint jetzt jedoch in einem wesentlichen Punkt verändert: Die Defizite unseres Alltags, aus denen wir Erwartungen an den Sport ableiten, müssen ihrerseits Korrektive seiner Entwicklung im ganzen werden. Dann ist es auch möglich, daß er nicht nur Alibi bleibt, sondern auch einen Zeigeffekt bekommt: Seht, so müßte Euer Leben insgesamt etwas mehr sein! Das ist — wie ich meine — ein pädagogisches Programm: für die Praxis des Sports und für seine Erforschung.

Literatur

Kurz, D.: Bewegungserziehung im Elementar- und Primarbereich. In: Hahn/Kalb/Pfeiffer: Kind und Bewegung. Schorndorf 1978, S. 19—32